

einem Felsen herab. Solche Fälle werden selbst noch aus der ersten christlichen Zeit berichtet.

Besonders romantisch muten die Überlieferungen von dem Dasein von Wendenkönigen an. Nach einer alten Sage sollten die Wenden in der Niederlausitz einen geheimen König unter sich haben, dem sie gemeinschaftlich aus ihrer Mitte wählten, ihm Krone und Szepter zustellten und jährlich zu seinem Unterhalt eine Kopfsteuer entrichteten. Sie erwiesen ihm alle königlichen Ehren und gehorchten seinen Befehlen in allen, das ganze Volk betreffenden allgemeinen Angelegenheiten. Jedoch hielten sie die Sache so geheim, daß alle Bemühungen, den wahren Sachverhalt zu erfahren und den König unter den Bauersleuten ausfindig zu machen, ohne Erfolg geblieben sind. Man wollte nur wissen, daß die Königswürde in gewissen Familien erblich sei. Nach einer andern Überlieferung soll diese Familie in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts mit dem letzten Sproß des wendischen Königstammes, einer alten 70jährigen Frau, ausgestorben sein. Diese Frau habe es noch vor ihrem Tode sehr beklagt, daß sie niemanden offenbaren könne, was sie von der Sache wisse. Aber auch mehrere Oberlausitzer Wendengeschlechter in der Gegend von Baugen sollen sich königlicher Abkunft rühmen können. Im Spreewald knüpft sich die Sage vom letzten wendischen Fürsten an den Burgberg bei Burg, wo er residiert haben soll und wo man bei Ausgrabungen tatsächlich unter andern Altertümern goldne Diademe in früheren Jahren gefunden hat, wie überhaupt die wendischen Landstriche noch reich an uneröffneten Urnenfeldern sind. Von der Verfolgung der Wendenkönige durch die Landesfürsten, so z. B. durch den damaligen Kurfürsten von Brandenburg, wird in mehreren Sagen erzählt.

So schwingt sich noch ein romantischer Nimbus um den Wendenstamm. Bei der Ab- und Verschllossenheit der Wenden ist es schwer zu ergründen, ob noch innere Zusammenhänge irgend welcher Art bestehen. Jedenfalls ist es immerhin eine Seltenheit, daß im Wandel der gewaltigen germanischen Kulturbewegungen aller Zeiten diese fast spurlos an dem Wendenium der Lausitz vorübergegangen sind. Und sie wollen auch weiter an ihren Sitten, Trachten und vornehmlich ihrer Sprache festhalten. Die Regierungen von Preußen und Sachsen anerkennen dies in schulischen und andern Angelegenheiten und fördern so der Wenden Volkstum, das sich so lange Jahrhunderte behauptet hat.

Ein Vergessener



Wohl die meisten Besucher der Zittauer Berge haben von einem Gedicht in Oberlausitzer Mundart Kenntnis erhalten, das als besonderes „Angedenken“ schon seit etwa 60 Jahren angeboten und auch gern gekauft worden ist. Es führt den Titel: „Der Gang auf den Dybin“ und beschreibt in launiger Weise die Wanderung eines biederen Oberlausitzer Bauern mit seiner Frau auf den Berg Dybin und beginnt:

„Liese, ib m'isch Kuru warn how'm,
Warn m'r uff'n Dyb'm ghn.“

Als Verfasser dieser ansprechenden Dialektdichtung, die sich das allgemeine Interesse daran während eines so langen Zeitraumes beinahe ungechwächt erhalten konnte, hat bisher der Zittauer Gärtner, Lokalhistoriker und Gelegenheitsdichter Karl Gottlieb Morawek (1816—1896) gegolten, doch hat dieser damit absolut nichts zu tun. Er hat es sich höchstens bei seinen Lebzeiten gefallen lassen, als der Verfasser zu gelten.

Schon vor einigen Jahren fanden sich beachtenswerte Andeutungen, die auf einen andern Verfasser des Gedichts hinwiesen, und endlich erhielt der Schreiber dieser Zeilen volle Gewißheit über denselben.

In einer handschriftlichen Sammlung alter Gedichte, Lieder und Vorträge (abgeschlossen 1858) fand sich auch jene Dialektdichtung und zwar unter ihrem ursprünglichen Titel: „Der Bauer Veit besucht mit seiner Frau Elisabeth

den Dybin.“ — Und der Sammler, Gottlieb Fröhlich in Bertsdorf (Vater des allbekannten und beliebten Malers Wilhelm Fröhlich), hat extra darunter geschrieben: „Verfertigt von Pflaum in Ullersdorf bei Zittau 1843.“

Dieser Fingerzeig war zwar deutlich, aber die weiteren Nachforschungen gestalteten sich, besonders auch wegen der leidigen Grenzsperrre, gar nicht so einfach. — Anfangs wollte in Oberullersdorf niemand von dem Manne etwas wissen. Erst nach und nach besannen sich einzelne hochbetagte Leute und einige weitläufige Verwandte mit gleichem Namen auf ihn. Aus ihren lückenhaften Mitteilungen ließ sich wenigstens soviel entnehmen, daß durch die Freundlichkeit des Herrn Pastor Pitz die Herkunft des Halbwergessenen genau festgestellt werden konnte:

„Johann Gottlob Pflaum wurde geboren am 30. Oktober 1808 in Oberullersdorf b. Zittau als 3. Kind des Häusler und Schuhmachers Joh. Gottlob Pflaum und seiner Ehefrau Eleonore geb. Schmidt.“

Später wohnte „Pflaumlob“, wie er kurzweg genannt wurde, als armer Weber im Hause Nr. 3 der Kleinen Kirchgasse, sächsische Seite. Er blieb unverheiratet, weil er für seine bei ihm lebende Mutter zu sorgen hatte, und diese erreichte ein ziemlich hohes Alter.

Trotz aller Lebensorgen behielt „Pflaumlob“ aber seinen guten Humor und hatte — wie man sagte — den Kopf immer voller Raupen. Er „simbelierte“ fortwährend und dichtete sogar hinterm Webstuhl, den er oft anheilt, um rasch hervorzukommen und das im Gedankenprozesse Ausgereifte zu Papier zu bringen.

Sehr groß soll die Anzahl seiner Gelegenheitsgedichte gewesen sein. — Zahlreich waren auch die von ihm verfaßten ernstesten und heiteren hochdeutschen Dichtungen, doch sind davon nur noch Bruchstücke in ziemlich mangelhaften Aufzeichnungen nach mündlicher Überlieferung oder gar nur im Gedächtnis einzelner alter Vorsteute vorhanden.

Ein besonderes Verdienst gebührt aber „Pflaumlob“ dafür, daß er unsere Oberlausitzer Mundart beinahe echt und rein schriftstellerisch verwendet und auch — wie „Der Gang uff'm Dybin“ beweist — mit gutem Geschick zu verwenden gewußt hat. — Man darf ihn deshalb mit Fug und Recht zu den ältesten unserer heimatischen Mundartdichter rechnen.

Viele Dialektgedichte „Pflaumlobs“ waren Scherz- oder Spottgedichte, vom Volke auch „Paschkulle“ genannt, die er meist im Auftrage anderer Personen verfaßte. Eins der besseren dieser Scherzgedichte, das aus da und dort aufgestöberten Bruchstücken zusammengesetzt und einer Überarbeitung unterzogen wurde, soll am Ende dieser Ausführungen dargeboten werden. — Es entstand nach dem Brande des Kreischams in Drausendorf (16.—17. Juli 1860) im Auftrage des Zimmermanns Schmidt aus Oberullersdorf, eines Freundes und Verwandten „Pflaumlobs“, der mit seinem Sohne bei den infolge des Schadenseners notwendig gewordenen Bauten in Drausendorf beschäftigt war.

Rebentet geht durch diese Dialektdichtung hervor, daß „Pflaumlob“ im Jahre 1860—61 noch in seiner Heimat Oberullersdorf weilte.

Seiner Schmidt ließ auch vielfach „Pflaumlobs“ Dichtungen drucken und verbreitete sie dann gegen guten Gewinn. Der Verfasser selbst hat aber wohl daran keinen Anteil und auch für seine sonstigen schriftstellerischen Arbeiten wenig oder gar keinen Nutzen gehabt. Denn im Alter von etwa 54 Jahren kam er in recht bedrängte Verhältnisse und scheint dazu auch noch kränklich gewesen zu sein. — Das war ja auch nicht zu verwundern. Denn: „Niemand kann zwei Herren dienen!“ Weber sein für kärglichen Lohn und dazu noch Dichter ohne jeden klingenden Gewinn — das reimt sich nicht zusammen.

Aber die weiteren Schicksale unseres „Volksdichters“ berichtete ein glaubwürdiger, hochbetagter Mann noch folgendes:

„Pflaumlob“ hatte weder Frau noch Kinder und auch sonst keine näheren Anverwandten, die für ihn sorgen konnten oder sorgen mußten, wenn er einmal ganz arbeitsunfähig wurde. Darum fürchtete der damalige Gemeindevorsteher, ein in solchen Dingen sehr peinlicher Mann, „Pflaumlob“ könnte wohl gar der